

(Nachdruck verboten.)

## Unter dem Schutze des Gesetzes.

20]

Von Maria Konopnicka.

Der Abend kam. Das Kind wimmerte in einem fort und streckte die langen dünnen Arme nach seiner Mutter aus. „Also, was?“ rief das Weib schließlich, indem sie den Knaben auf den Schoß nahm. „Man wird also hier übernachten müssen.“

Hanka antwortete nichts. Sie saß starr mit geschlossenen Augen da, hatte den Kopf zurückgelehnt und ihn gegen einen Pfahl des Zauns, an dem sie saß, gestützt.

In der steigenden Abenddämmerung erschien ihr Gesicht außerordentlich blaß.

„Wenn es doch nur schon morgen wäre!“ flüsterte die Michalakowa halblaut, wie um sich Mut zu machen, indem sie den an ihrem Halse hängenden Knaben zudeckte, dessen großer Kopf über ihren Arm schlief herabhing. „Wenn es nur schon morgen wäre...“

Es wurde morgen, und es wurde übermorgen, aber die Frau konnte keine Arbeit finden.

„Mit einem Kinde? Was wäre das für eine Arbeiterin mit einem Kinde? Und noch dazu mit einem solchen!“ antwortete ein jeder. In der That, wozu sollten sie ein altes Weib mit einem Kinde, „und noch dazu mit einem solchen“, nehmen, da sie doch Hände in Ueberfluß hatten, junge, freie, kräftige Hände, die gegen einen Hundelohn bereit waren, den ganzen Tag zu graben, zu harken, zu säen, was einer nur verlangte.

Hanka hatte sich mittlerweile zum Zäten verdungen, beinahe für das bloße Essen, aber auch das war ja gut. Zu einer schweren Arbeit war sie noch nicht fähig, und auch das Zäten ging nicht leicht von statten. Der kleinste Knabe überholte dieses herabgekommene, schwerfällige Mädchen, und der Arbeitgeber trieb sie immerfort an und drohte, sie fortzujagen. Aber er that es nicht, denn ihr Geld dauerte ihn; er erlaubte ihr auch, in der verlassenen Scheune zu schlafen, wo zugleich die Michalakowa mit ihrem Kinde nachts Unterkunft fand. Wo diese tagsüber blieb und wovon sie lebte, ob sie bettelte oder hungerte, war schwer zu erraten. Aber in diesen wenigen Tagen ward sie fürchterlich mager und ganz schwarz im Gesicht, und das Kind, das ihren Hals überhaupt nicht mehr loslassen wollte, wimmerte in der Nacht immer schrecklicher. Vielleicht war es hungrig, vielleicht war es ihm kalt in dieser finsternen, dunstigen Scheune. Die Mutter besaß weder das Tuch noch die Schürze mehr, mit denen sie ihn früher zugedeckt pflegte.

So verfloß eine ganze Woche und die Michalakowa konnte noch immer keine Arbeit finden.

„Vielleicht wär's besser, ich brächte das Kind seinem Vater wieder? ...“ sagte sie einmal mit unsicherer Stimme zu Hanka, die sich schon ihr Lager bereitet hatte. „Nur weiß ich nicht, wie ich entkommen soll ... Vielleicht fangen sie mich ein ... Und auch dort ... Barmherziger Himmel, der Saufbold wird ihn ja zu Grunde richten ... zu Tode prügeln ... Wenn das noch wenigstens ein Kind wäre wie andere, ich könnte es verpfänden, wie jene ... aber solch eines ...“

Sie brach ab und seufzte schwer. Dann fing sie an, den Kleinen an seinem ungeheuren Kopf zu streicheln. Wie um ihm dieses harte Wort zu vergüten.

„Ach, Du mein Wurm, mein armes Wurm!“ sprach sie. „Besser wäre Dir der Tod als solch' ein Leben.“

Sie schwieg und sann nach, den Kopf schüttelnd.

Es verfloß wieder einige Tage. Nachts weckte sie einmal Hanka.

„Ach, barmherziger Himmel, liebe Hanka! ...“ rief sie, außer sich vor Angst. „Etwas flüstert und flüstert mir immer zu, ich soll den Kleinen tot machen!“

„Aber ... was schwätzt Ihr da!“ antwortete das Mädchen. „Seid Ihr denn keine Mutter, daß Ihr solche Sachen über die Lippen bringen könnt? Macht lieber das Zeichen des Kreuzes und schlaf ein. Das ist der Böse, der sich an den Menschen heran machen will.“

Die Michalakowa bekreuzte sich, aber sie schlief nicht ein. Schwer stöhnend wälzte sie sich auf ihrem harten Lager hin und her. Der Kleine wimmerte, als würgte ihn jemand.

Wieder vergingen einige Tage, von denen ein jeder dieser Mutter und ihrem Kinde neue Qualen und neues Elend brachte. Die Frau konnte kaum noch die Beine nachschleppen, das Kind wurde im Gesicht geschwollen.

„Liebe Hanka,“ rief einmal die Michalakowa, bevor sie schlafen gingen. „Lege Du den Knaben bei Dir zur Seite, denn mir giebt der Böse in der Nacht förmlich keine Ruhe, nur: töte ihn, töte ihn! ... Was ist das für ihn für ein Leben mit diesem verkrüppelten Körper, und auch für mich. Ich kann weder Arbeit finden noch einen Löffel Nahrung.“

„Im Namen des Vaters und des Sohnes!“ rief Hanka. „Gebt mir rasch den Knaben her, und morgen geht zum Pfarrer, wenn der Euch die Beichte abnimmt, so geht der Böse von Euch.“

Aber in der Nacht erwachte die Michalakowa plötzlich und richtete sich auf.

„Jesus, Maria, Josef, rette meine Seele!“ stöhnte sie dumpf. „Jesus, Maria!“

Am Morgen, als das Mädchen zur Arbeit ging, stand die Michalakowa auf, wusch ihren Knaben, scheitelte ihm das Haar auf dem schweren, wackelnden Kopfe, kleidete ihn an, machte das Zeichen des Kreuzes über ihn, dann suchte sie im Stroh ein Stück Brot hervor und gab es ihm in die Hand. Das that sie alles mit einer stillen Eile, wie jemand, der eine notwendige und dringende Arbeit verrichtet. Als das Kind an dem Brot zu kauen anfing, warf sie sich plötzlich auf den feuchten Boden und schlug mit der Stirn darauf los. Ein ersticktes Stöhnen kam aus ihrer Brust und die über dem Kopfe gerungenen Hände erhoben sich und fielen nieder mit schwerer Bucht, wie in einem wilden, schweren Lodeskampfe.

Der Kleine hatte unterdessen das Brot verzehrt und fing an zu wimmern. Die Mutter erhob sich, schlug sich dreimal an die Brust und rief: „Gott sei mir gnädig“. Dann bekreuzte sie sich, nahm den Knaben auf den Arm und ging ins Feld. ...

In demselben Tage wurde das ganze Städtchen durch die Nachricht erschreckt, daß eine der Verstorbenen ihr Kind in einem Lehmgraben ertränkt hatte. Doch der Gerechtigkeitsinn der ehrfamen Bürger beruhigte sich sogleich damit, daß die Stinbesmörderin, eine längst schon bei der Polizei notierte „Unverbesserliche“, an dem Ort der That abgefahrt und in das Hauptgefängnis abgeführt worden war.

Als Herr Majcher Kazupa, Oberer der ehrfamen Tischlerzunft, Leiter der heiligen Bruderschaft zum „Erbarungsvollen Herzen Jesu“ und augenblicklicher Brotgeber Hankas, nach der Inhaftnahme der Michalakowa erfuhr, daß das Mädchen in seiner alten Scheune zusammen mit der Stinbesmörderin genächtigt hatte, fühlte er sich so tief in seiner Bruderschaftslehre verletzt, daß er Hanka augenblicklich fortjagte, direkt von der Schüssel, zu der sie sich eben, nach halbtägiger Arbeit, hungrig auf die Erde niedergelassen und in die sie sogar schon den Löffel eingetaucht hatte. Doch war Hanka der Mühe überhoben, anderswo Arbeit und ein Lager hinter einem Zaun zu suchen, denn kaum hatte sie die Schwelle übertreten, als auch schon der Wächter eintrat, der sie ins Rathaus führte.

Man suchte sie dort. Man schloß nämlich, daß sie, die mit der Michalakowa zusammen genächtigt, auch etwas Genaueres über die That wissen mußte. Zwar gestand die Mutter des unglücklichen Knaben alles von selber, schrie und jammerte entsetzlich, schlug sich an die Brust, rief die göttliche Barmherzigkeit an und hämmerte mit dem Kopf gegen die Wand. Aber hier konnten „Umstände“ obwalten, und Umstände, wie männiglich bekannt, ändern ja die Sache von Grund aus. Hanka schritt nach vorwärts und ihr trüber, geistesabwesender Blick starrte in die Ferne. Zuweilen schien es ihr, daß sie durch ein tiefes Wasser wate, dann wieder, daß ihre Beine aus Holz wären; dann kam ihr ein Bedauern darüber, daß sie nicht wenigstens einige Löffel Hirse gegessen hatte.

Am Rande des Lehmgrabens lag inzwischen der Knabe, aufgedunsen und blau, in seinem mit Kot beschmutzten Hemdchen, das die Sonne bereits getrocknet hatte. In seinen hervorstehenden verlasten Augen, die der Tod zu schließen nicht vermocht, malte sich Entsetzen. Um seine dünnen Beinchen und Händchen hatten sich Wassergräser geschlungen, an denen noch hier und da einige helle Tropfen

blincken. Ueber seinem großen Kopf kreisten mit Blitzeschwelle hin und her ganze Schwärme schwärzlicher Schwalben und eine Grille zirpte sein eintöniges Schlummerliedchen. Doch das vernahm der Knabe nicht mehr, und blickte nur scheinbar mit einem großen Staunen in die Sonne.

An jenem Morgen wurde vieles Vieh, Gänse und Füllen in Scharen eingefangen, da die sie weidenden Hirtenknaben von allen Seiten herbeigelaufen kamen, um den Kleinen Ertrunkenen zu betrachten. Es schlief auch nicht an erwachsenen Gaffern. Einige Bürgerfrauen erinnerten sich sogar, diesen Knaben gesehen zu haben, als seine Mutter mit ihm herumging, um Arbeit zu betteln.

„Aber wer, liebe Frau, möchte einer solchen Arbeit geben,“ sprach die eine.

„Das versteht sich,“ bemerkte eine andre und nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Der Bengel sah so verkriepelt aus, so herabgekommen, daß man auch das Weib nicht gern ins Haus lassen möchte.“

„Nun ist sie ihn los, für immer, liebe Frau.“

„Solch eine Mutter!“

„Eine Hündin und keine Mutter!“

„Und der barmherige Gott läßt das auf der Erde herumgehen und rafft das nicht fort durch einen schnellen Tod.“

Sie standen noch eine Weile seufzend, dann ging die eine und die andre nach Hause.

Unterwegs, schon etwas außerhalb der Stadt, zwischen der ersten Schänke und den Sommerbaraden, wo die Soldaten ihre Pferde putzten, trafen sie auf einen zweiten Aufstau. Auf der Straße, mitten im Staub, den die fahrenden Wagen aufwirbelten, lag ein junges Mädchen. Die einen sagten, sie wäre besoffen, die andern behaupteten, sie hätte „die Krankheit.“ Jemand hatte sie mit dem Tagesanbruch gesehen, wie sie um die Baraden umherging, wie sie dann in der Schänke trank, dann herauslief, sich einige Male um ihre Achse drehte und hinfiel; ihr Körper zuckte noch einige Male auf und nieder, bis er endlich steif wurde, wie ein Stück Holz.

Das Gesicht des Mädchens war dunkelrot, sie hatte Schaum auf den Lippen und in den halbgeschlossenen Augen einen wilden Ausdruck. Aus Mitleid warf jemand ein Tuch über ihr Gesicht.

In diesem Augenblick wurde Hanka von dem Wächter nach dem Rathaus vorübergeführt. Sie trat einen Schritt zurück.

„Hanka!“ flüsterte sie und warf einen Blick auf das schmutzige und zerfetzte Kleid von rosiger Farbe und die kleinen Füßchen, die unter dem Saum hervorblitten.

Sie wandte sich um, um sie noch einmal zu sehen, aber der Wächter drängte sie vorwärts. Sie gingen.

Im Hauptsaal des Rathauses war es öde und still. Nur die Fliegen summten an den bestaubten Scheiben, der stotternde Kanzlist hatte sich im Bürgermeisterstuhl breit gemacht, qualmte eine schlechte Cigarette und träumte. Es war Mittagszeit und er konnte sich dies um so eher gestatten, als er soeben zwei Sardellen und drei Semmeln verspeist hatte, mit denen er sich die Erwartung der Präsidentschaft und des mit dieser Würde verbundenen Mittagsbratens versüßte.

Die Ankunft des Wächters und der Arrestantin erhöhte noch die selig-süße Stimmung des Kanzlisten. So, oder so, in diesem Augenblick repräsentierte er hier die höchste Staatsgewalt. Als daher Fedorenko den Kopf durch die Thür ins zweite Zimmer steckte und sich überzeugte, daß dort niemand war, bemerkte er, daß man das Mädchen inzwischen einschließen mußte, worauf der Kanzlist sich beeilte zu stottern: „J—ins Käm—mer—the—chen mi—mit—mit—ihr!“ Er konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einmal im Leben einen wirklichen Amtsbefehl zu erteilen und dabei die passende Stellung anzunehmen.

Der Versuch fiel glänzend aus.

„Kä-kä-ka-mer-rrr-chen,“ ertönte es in dem leeren Saal und Fedorenko stieß das Mädchen vor sich hin nach dem Hausflur.

Der Kanzlist blieb allein in seinem Fauteuil zurück, mit geblähter Brust, zusammengezogenen Brauen und der Diktatorgeste, mit der er nebenbei ein Schächtelchen Streichhölzer vom Bürgermeistertisch herunterwarf; sein von unendlichem Stolz strahlender Blick blieb auf der Thür haften.

Jetzt that sich jedoch die Thür auf, und an der Schwelle erschien der Herr Sekretär. Der Kanzlist schnellte empor,

blickte sich eiligst und fing an, die zerstreuten Streichhölzchen zusammenzulesen.

Der Herr Sekretär hatte sich sehr wenig verändert.

Er trug noch dieselbe offizielle Maske der Gleichgültigkeit vor dem Gesicht, hatte dieselbe ungesunde, gelbliche Hautfarbe, dieselben geblähten Rippen und roten Ringe um den Augen.

Er trat ein, warf die Thür geräuschvoll ins Schloß, und ohne den auf allen Bieren unter dem obrigkeitlichen Schreibtisch hochenden Kanzlisten eines Blickes zu würdigen, wandte er sich nach seinem Zimmer.

Der Wächter ließ Hanka hinter ihm eintreten und schloß die Thür.

Im Moment verwandelte sich der Gesichtsausdruck des jungen Beamten vom Grunde. Eine Flamme leuchtete darin auf, dann eine Wolke und wieder eine Flamme.

Eine Minute stand er schweigend zum Fenster gewandt und schien etwas zu lesen. Es war sichtbar, daß er sich bemühte, seiner nervösen, schüttelnden Bewegung Herr zu werden, doch die Anstrengung war vergebens.

In den Händen zerkrümelte er das Papier, die Muskeln seiner Backen und die Mundwinkel zuckten. Er wandte sich nach Hanka um und umfaßte sie mit einem langen, stechenden Blick.

„Bist Du endlich wieder in meiner Hand? . . . a?“ begann er mit seiner schnarrenden Stimme, während seine Augen zwinkerten.

Das Mädchen blickte düster zu Boden.

„Das Durchbrennen hat also nichts genügt? . . . Zu wem bist Du denn entlaufen? . . . a? Zum Geliebten?“

Hanka schwieg.

„Nun? . . . Hast Du das Reden verlernt? Hast Du die Sprache verloren?“

Er trat dicht an sie heran und beugte sich nieder; sein heißer Atem hauchte sie an.

„Sprich sofort! . . . Bist Du zum Geliebten entlaufen? . . . a?“ rief er mit abgebrochener, pfeifender Stimme, die wie ein gedämpftes, heiseres Klichern klang.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Lieber Amtsbruder!

In diesem Freitagabend werde ich bestimmt das sündige Berlin verlassen. Es waren fürchterliche Tage. Wir empfangen alle Ansichtskarten und Bilder von einer Schamlosigkeit, daß ich eines stundenlangen Studiums bedürfte, um nur die schamlosesten Unflätigkeiten zu entdecken. Unser verehrter Führer Hören hat bereits ein Museum derartiger Zusendungen angelegt, das ich Dir dringend zur Besichtigung empfehle, wenn Du einmal in dies Babel kommst; denn diese Sachen werden bald einen großen Raritätswert erhalten, weil sie ja alsbald verschwinden werden.

Und diese Sachen sind nicht mal die schlimmsten. Heute fiel mir eine Nummer einer illustrierten Zeitung in die Hände, die, wie ich höre, zu den anständigsten Blättern gehört, und dieses Organ reproduziert die Abbildung einer gewissen Venus, einer heidnischen Frauenperson in schamloser Entblößung. Und wer hat diese Schmutzerei gemacht: ein gewisser Professor Milo! Wie hatten wir doch immer Recht, daß die moderne Wissenschaft die Hauptsache unseres sittlichen Verfalls ist. Wenn so ein Professor sich von seinen gottlosen sogenannten Forschungen erholen will, dann zeichnet er zu seiner wüsten Erlustigung solche nackten Menschen — verzeihe das deutsche Wort! — Ich vermute, daß der Milo mit liberaler Theologie die Jugend vergiftet. Ich werde Dir natürlich diese Venus von Milo mitbringen.

Es ist wahrlich höchste Zeit, daß wir die lex Heinze bekommen. Wir müssen die christliche Moral vor der modernen Aferkunkst und Aferwissenschaft retten — oder diese Gesellschaft geht zu Grunde.

Wögen die Räten und die Freisinnigen noch so sehr schäumen, wir bringen das Gesetz durch. Die Regierung benimmt sich dabei geradezu meisterhaft; wir werden ihr doch wohl die Flottenvorlage bewilligen müssen. Sie thut nämlich so, als ob die Paragraphen ganz unschuldige Dingerchen seien, die niemanden kränken würden. Ist diese Taktik nicht vortrefflich? Loben wir das Geschid: Bald werden die Steyer brennen. Noch Donnerstag und Freitag — dann lehre ich als Sieger heim.

Ich begrüße Dich mit innigem Bruderkuß

Sebastian Valthasar Schner.

NB. Die Bilder bringe ich mit. Du wirst staunen.

Leuerste Toni!

Die Sache kann höchstens noch bis Freitag dauern, dann reisen wir nach Paris; hier ist's doch jetzt öde, seitdem die Polizei überall ihre Nase hat. Meine Frau glaubt, daß ich noch bis Ostern

parlamentarisch gebunden bin. Wir haben also Zeit, unser Glück zu genießen.

Du tust mir unrecht, wenn Du mir schmolst, weil ich gestern das Rendezvous versäumt habe. Wir müßten vollzählig bleiben, weil sonst die verfluchte Linke Obstruktion getrieben hätte. Die Sittlichkeit des Volks erforderte meine Anwesenheit. Aber Freitag ist die Dual zu Ende. Dann gehöre ich Dir.

Mit tausend Küffen  
Dein  
Egon von und zu Edelkrein.

Werter Herr Lehmann!

Sie können bestimmt darauf rechnen, daß ich am Ende dieser Woche zum Beginn der Feldarbeiten wieder zu Hause bin. Sie haben ganz recht: Sie sind zwar ein vortrefflicher Inspektor, aber es ist doch das Beste, wenn auch der Herr anwesend ist.

Sie fühlen sich durch den Arbeitgeber-Paragrafen beunruhigt? Aber mein Lieber, glauben Sie wirklich, daß wir derartige Duldungen werden? Das giebt's nicht. Wir wollen dem Umsturz und der schamlosen Kunst zu Leibe gehen, aber nicht Ihnen!

Die Katharina ist doch abgefunden! Das dumme, freche Geschöpf behauptet, daß Sie oder ich — na, Geld erhält die Welt.

Auf Wiedersehen!  
Werner von Schmetterwitz.

(Telegramm.)

Kommen zweifelhaft. Linke obstruiert. Lex Heinze in Gefahr. Wir weichen nicht von der Stelle. Bis Sonnabend wird die Gesellschaft müde sein. Hoch die Sittlichkeit. Ich komme Sonnabend. Schmer.

(Rohrpostbrief.)

Beliebte Toni!

Es geht beim besten Willen nicht. Meine Parteigenossen lassen mich nicht fort. Die Linke ist frech geworden. Sie macht das Haus beschlußunfähig, läßt immer namentlich abstimmen und stellt die wüßtesten Anträge. Wenn wir jetzt den starken Mann hätten!

Aber von dieser dummen Politik verstehst Du erfreulicherweise nichts. Jedenfalls muß ich hier bleiben. Sonst trage ich die Mitschuld, wenn die Unsitlichkeit immer tiefer in das Volk sich einfrisst.

Heute bekam ich einen netten Schred. Meine Frau, die für innere Mission schwärmt, wollte nach Berlin kommen, um den Verhandlungen beizuwohnen. Zum Glück gebrauchte der Kollege Schrempf so unaufrichtige Worte, daß meine Gattin es mit der Würde unsres uralten Hanses nicht mehr vereinbar hält, als Dame vom Stande die Tribüne zu schmücken. Sie könnte auch Schaden an ihrer Seele leiden.

Geduld! Geduld! Auch Sonnabend geht ein Zug. Erst die Pflicht, aber nur noch 24 Stunden!

In Eile  
Dein Egon.

(Telegramm.)

Bestellen Sie den Wagen erst Sonnabend zur Bahn.  
Schmetterwitz.

(Telegramm.)

Linke erfindet immer neue Teufeleien. Heute unterhörte Geheimfugung, Socialdemokraten reden endlos. Lauter namentliche Abstimmungen. Sämtliche Schriftführer bereits heiser, weil immerfort Namen verlesen müssen. Hundert neue Anträge vorbereitet. Sieg oder Tod. Ich bleibe  
Schmer.

(Rohrpostbrief.)

Hol der Teufel den ganzen Kram. Sonnabendabend Bahnhof Friedrichstraße.  
Egon.

(Aus einer Brieftasche, gefunden am Sonnabend auf dem Wege zum Stettiner Bahnhof.)

I. Abgerissener Zettel mit Bleistiftnotizen: Meine Herren . . . Schutz der deutschen Frau . . . Sittlichkeit der Mädchen . . . Bewahren vor Verführung der Arbeitgeber . . . Trotzdem mit schwerem Herzen darauf verzichten . . .

II. Zwei benutzte Billets zu den Jagdsälen.  
III. Postquittung über 100 Mark. Adresse Katharina Winter.  
IV. Visitenkarte: Werner von Schmetterwitz.  
L. d. N.  
M. d. N.

(Telegramm.)

Wir sind beschlußunfähig. Erwarte mich Sonntagmittag! Bilder folgen per Eilfracht unter Deiner Adresse.  
Schmer.

(Telegramm.)

Edelkrein, Berlin Reichstag.  
Komme Sonntag nach Berlin. Will Verhandlungen trotz Schrempf beizuwohnen.  
Kathilde.

(Telegramm.)

(Aufgegeben Bahnhof Friedrichstraße.)  
Edelkrein Wiesenau.  
Können gänzlich unnötig. Rest der Verhandlung geheim.

Diese Dokumente aus der Zeit, da der deutsche Reichstag sich selbst entdeckte, sammelte auf dem Schlachtfeld der Obstruktion  
J o e.

### Siegfried Wagners „Bärenhäuter“

Als Richard Wagner sein Leben abgeschlossen hatte, war kein Zweifel, daß die rein reproduzierende Fortsetzung seines Lebenswerks auf dem historischen Bayreuther Boden und unter Leitung seiner Getreuen für lange gesichert sei. Eine produzierende Fortsetzung seines Lebenswerks war vorläufig kein öffentliches Problem; immer noch galt es ja, die nur erst zum kleinsten Teil errungene Anerkennung dieser neuen Welt weiter und weiter durchzusetzen. Vereinzelte Versuche, wagnerisch und überwagnerisch zu komponieren, die Uebereinanderthürmung der Dissonanzen usw. noch höher zu potenzieren, also ein neues Epigonentum zu schaffen, konnten natürlich den Geist Wagners am wenigsten fortsetzen. Manche selbständigen, seine Errungenschaften nur eben als Voraussetzung heutzutage den Leistungen der jüngsten Zeit, wie die mystisch-dramatischen Schöpfungen eines D'Albert und eines Pfitzner, ringen sich erst allmählich empor. Daß aus Bayreuth selber eine zweite Nummer kommen, daß eine Wagner-Familie wie eine Familie der Wache oder der Strauße, oder gar eine Art Wagner-Dynastie entstehen könnte, wozu ja der Boden vorbereitet war, dazu hat glücklicherweise niemand etwas Willkürliches. Richard Wagner sah von jedem Kronprinzentum seines Sohnes Siegfried völlig ab und freute sich nur eben seiner guten Anlage, die den Jungen (geb. 1869) zunächst zum Studium der Baukunst führte. So war alles angeschlossen, was Erbamt, Züchtung oder dergl. mehr wäre. Nun fiel es aber, jahrelang nach Wagner's Tod, dem Sohn ein, das zu thun, was so viele junge Leute am anscheinenden Ende ihrer Entwicklung thun — und zwar häufig mit tiefem und schnellen Erfolge thun —: er „fattelte um“ und überraschte seinen Kreis mit seiner spontanen neuen Berufswahl des Musikers. So war bereits die Sicherheit da, daß keinerlei äußerliches Interesse und kein anderer Druck als ein innerer Drang waltete. Zunächst freilich war das Nächste gar zu nahe: Siegfried beteiligte sich an der Pflege des Bayreuther Werks und dirigierte neben andern seines Vaters Werke. Eine sinfonische Dichtung von ihm, „Sohnsucht“ (1895), ist anscheinend nirgends Konzertmaterial geworden.

Da rückte aber vor zwei Jahren der junge Wagende mit einer vollen Opernkomposition heraus, einem selbstgedichteten „Bärenhäuter“, dessen Titel nichts weiter hinzugesetzt ist als „In drei Akten von Siegfried Wagner“. War der alte Wagende mit seinen Werken zumeist in die germanische Sagenwelt und nur mit den Meisterfingern in die ältere deutsche Bürgerwelt zurückgegangen, so versuchte es der junge zwar ebenfalls mit dem idealen Ueberweltglanz des fernliegenden Phantastietreibens, indem er zu einem deutschen Märchen griff, zu einer der vielen Geschichten von Teufelsmacht und Menschenkraft, brachte uns aber das Ferne näher schon durch Einleitung in die Kriegswelt des dreißigjährigen Kriegs und in die Lokalwelt der Bayreuther Lande. Richard Wagners Ideal des naiven, naturtreuen, kräftigen Germanenjünglings findet sich hier wieder in der Figur des Soldaten Hans Kraft, eben des „Bärenhäuters“. Er lebt in sein Dorf zurück, einsam und vergessen. An seinem Unmut packt ihn der Teufel; er kriegt ihn bald herum und packt ihn zur Hölle. Dort muß unser Bärenhäuter den armen Seelen einheizen. Bald aber naht ein geheimnisvoller Fremder, so ein Mittelstück zwischen Botan-Wanderer und Christengott, und gewinnt ihm im Würfelspiel jene Seelen ab. Nun geht's ihm aber schlecht; der Teufel straft ihn und läßt ihn, rußbeschnuht, zu hilfloser Wanderung hinauswerfen, giebt ihm jedoch einen Zauberjast mit und das Versprechen der Erlösung, falls er trotz seines bärenhäutigen Aussehens eine treuliebende Maid findet. Mit Melancholie und doch wieder mit Verwundt und Humor schlägt sich nun der Arme durch die Köpfe der Bauern und Bürger durch, vor die ihn sein Weg führt; eine Thräne, die ihm herabrollt, stimmt die Bürgermeisterstochter Luise weich — das alte Bayreuther Mitleids-Motiv —, und nun beginnt die Probe einer dreißigjährigen Exene. Schließlich erprobt sich unser Held, vom Teufel wieder menschlich gemacht, als siegreicher Wender des Kriegsglücks; von Luise erst an einem Ding wieder erkannt, von den Bauern als Ketter bewillkommt, wendet er alles zum Guten — leider nicht ohne die Worte „Leichter Sinn lodt Teufelslist! Ihr erliegen menschlich ist“, die an den „Don-Juan“-Schluß „Pasterglück schießt schnell wie Rauch. Wie man lebet, stirbt man auch“ erinnern, und leider nicht ohne die opernfinalige Segen-, Dank-, Moral- und Versammlungsscene, wie sie auch in des alten Wagner Dramen als noch älterer Opernbühnen-Rest die Schlüsse gegenüber den Expositionen und Durchführungen herabdrückt. So weit war es für uns unermüdlich, die historischen Ursprünge von Siegfried Wagners Schaffensart und Person zu berühren. Ist nur einmal diese Aufgabe abgethan, so wird es zur Pflicht, den uns vorgestellten Komponisten ganz als eine Erscheinung für sich zu betrachten und ihn zu befreien von den gerade gegen seine Selbstständigkeit besonders ungerechten Druck der Betrachtung eines „Sohnes seines Vaters“. Inzwischen ist er begreiflicherweise zu

einem Häufelkind der öffentlichen Meinung geworden; es gehört in Berlin fast schon zum guten Ton, ihn irgendwo gesehen zu haben, wie es in unserm Opernhaus zum guten Ton gehört, neue Opern das erste Risiko anderswo durchzumachen zu lassen. Nun wird angekündigt, interviewt, renommiert und vorgestern kam unter den Linden das Wunderbare: der „Wärenhäuter“ endlich in Berlin und ohne Verschiebung der Premiere. Aus den bisherigen Schicksalen des Werks haben wir an dieser Stelle bereits am 30. Mai vorigen Jahres und am 11. Februar dieses Jahres einiges mitgeteilt. Zu dem Wenigen, was uns da zu sagen bleibt, zumal zu der Vergleichung meines seinerzeitigen Hörens der Wiener Aufführung mit dem jetzigen Eindruck, gehört vor allem das Bekenntnis, daß die Musik thatsächlich beim nochmaligen Hören gewinnt. Nicht etwa in Bezug auf motivische Erfindungskunst und noch weniger etwa als ein Lebersteigen der musikalischen Seite von Richard Wagner's Kunstschaffen; hat ja doch Siegfried Wagner vor wenigen Tagen in einer Clubrede ausdrücklich ein solches Vorurteil abgelehnt und vielmehr auf Weber als sein Vorbild hingewiesen, der freilich auch des Waters Liebling war. Allein Siegfried hat etwas, das schließlich doch die Hauptsache ist: eine eigene Formensprache. Wie er seinen Text dichtet, ohne Füllsel, ohne Wortmacherei, ohne Hinausschrauben, allerdings auch mit ein wenig Schwächlichkeit, wo ein gewaltigerer Einsatz am Platz wäre, ganz besonders aber mit einer unschuldigen, dem philosophischen Tiefinn des Waters entgegengesetzten Heiterkeit: so vertont er ihn auch. Das heutzutage immer beliebter werdende, von Mascagni sogar im Musikunterricht zur Herrschaft empfohlene Element der Harmonie, gar erst einer möglichst vollen und einer möglichst reich wechselnden Harmonie ist nicht sein Geschmack. Er arbeitet, doch ohne auf die klassischen imitatorischen Formen des Contrapunkts zurückzugehen, mit selbständigen Stimmen, und zwar am liebsten mit wenigen. Wenn da zwei oder drei Orchesterstimmen ihr Pflandern oder ihr ernstes Bedeuten durcheinander führen — jenes lieber als dieses — dann geht ein so eigentümlicher traulicher Zug durch den gesamten dramatischen Eindruck, daß man der verhältnismäßigen Unentwickeltheit, in der sich eben diese Formensprache hier noch befindet, und ihrem mancherlei Trivialen nicht gram sein kann. Das weitere wird sich schon noch finden.

Bei der hiesigen Aufführung lag mir natürlich ein Vergleich mit der in Wien gehörten besonders nahe. Soweit nun hier ein solches Urteil gewagt werden kann, darf man wohl eins sagen: wären nicht zwei so ganz einzigartige Künstler beteiligt wie Frau Herzog (Luise) und Herr Liebman (Wirt), so müßte man nicht nur von einem beträchtlichen Zurückbleiben hinter der Wiener Oper, sondern geradezu von einer Unfähigkeit sprechen, diesem Werk gerecht zu werden. Was haben denn zwei so brave lyrische Künstler wie die Herren Gränning und Bachmann verbrochen, daß man sie mit Rollen sich abmühen läßt, für die sie aber auch gar nicht geschaffen sind, mit dem Haus Kraut und dem Fremden? Ein dramatisch markterer Künstler ist Herr Knüpper; allein auch seinem Teufel fühlte man eine Wache an, die so gar wenig den Eindruck einer Teuflichkeit erweckt. So ging der erste Akt, bei dem schon der Anblick des künstlich einerecierten ersten Chors gegen die Darstellung in Wien miangenehm abfiel, recht langweilig vorüber, und erst der zweite Akt, der allerdings zum humorvollsten in der gesamten dramatischen Kunst gehört, brachte, noch gehoben durch manch gute kleinere Leistung, ein lebhafteres Fühlen für das Werk zu stande. Schon nach dem ersten Akt mußte der Komponist, obgleich der Beifall nicht eben demonstrativ klang und beim Erscheinen des Dirigenten Dr. Muel sich auffallend (und mit Recht) steigerte, mehrmals vortreten, an der Seite des russigen Wärenhäuters; er putzte sich dann auch nach dieser Verührung zu großer Heiterkeit des Publikums seine Hand ab und konnte beim nächsten Vortreten den Drang dazu so weit unterdrücken, daß er nur mehr ein paar Finger schnippte. — sz.

### Kleines Feuilleton.

kg. **Moderne Reklame.** Zu welcher merkwürdigen Formen heute die Reklame, besonders in England und Amerika, öfters greift, zeigt eine Reihe von bezeichnenden Beispielen, die in einer französischen Zeitschrift erzählt werden. In England ist es ein beliebter Trick, die Reklamezettel nicht an die Passanten zu verteilen, sondern sie von dem Empfänger selbst ansuchen zu lassen. Auf den englischen Bahnhöfen z. B. bemerkt man häufig auf der Erde ganz korrekte Biletts mit der Bezeichnung: 1. Klasse. Hoffnungsvolle Reisende heben diese natürlich mit Freuden auf und erfahren alsdann, daß man „bei J. Aufschnitt 1. Klasse“ kauft. Ein Weinhändler aus Südfrankreich verbriefte kürzlich einen Prospekt mit seiner Photographie; der Prospekt hatte folgenden Wortlaut: „Werter Kunde, da ich das Vergnügen nicht haben kann, Sie zu besuchen, schicke ich Ihnen die getreue Reproduktion meiner Photographie. Ich mache mich Ihnen so auf eine ganz besondere Art bekannt, und gleichzeitig verpflichte ich mich auch ganz ergebenst, Ihnen Weine von tadelloser Güte zu liefern.“ Ein amerikanischer Restaurateur beauftragt täglich einen jungen, wohlgezogenen Elefanten, durch die Straßen zu gehen und mit seinem Rüssel das Menu des Tages anzubieten. In einem kleineren

amerikanischen Theater erhebt sich in dem Augenblick, wo der Vorhang aufgeht, ein Zuschauer im Balkon und ruft in emphatischem Ton: „Haben Sie daran gedacht, sich mit D... Pastillen zu versehen? Alle Schauspieler, die jetzt gleich spielen werden, gebrauchen sie!“ Diese Form der „aktiven Reklame“ erfährt im Yankee-Lande immer neue Ausbildungen. Ein Apotheker mobilisiert eines Abends 50 Herren, die ganz zahllos sind und installiert sie im Parlett eines Theaters. Wenn der Vorhang aufgeht, nehmen die 50 Herren gleichzeitig ihre Hüte ab, und die Zuschauer auf dem Balkon können mit großen, auf den Schädeln angebrachten Buchstaben lesen „P... Pillen“. Der Direktor eines Brooklyn Theaters war verzweifelt, als sein Stück keine Kassenerfolge erzielte. Zum Glück war der Stern seiner Truppe eine ausgezeichnete Schwimmerin, und als er ihr eine große Summe bot, wollte sie ein kühnes Experiment versuchen. In der Mittagsstunde, gerade als der Verkehr auf der Brooklyn Brücke am stärksten war, warf sich der Star der Bühne oben von der Brücke ins Wasser. Eine ungeheure Menge folgte angsterfüllt allen Stadien der Rettungsversuche, und als man die Unglückliche nach den Gründen fragte, die sie zu ihrer Verzweiflungsthat getrieben hatten, antwortete sie: „Ich bin Mrs. J... ich bin am Brooklyn Theater beschäftigt und habe mich nicht entschließen können, ein Stück, das ein Meisterwerk ist, vor leeren Bänken zu spielen.“ Von dem Tage an war das Brooklyn Theater für Abend gefüllt. In England sucht man die Reklame der Hantees nachzuahmen. Vor einiger Zeit verurteilte eine Droschke, die durch die Straßen Londons fuhr, auf ihrem Wege einen Anlauf der Menge; man bemerkte durch die Thür einen auf dem Sitz ausgestreckten Menschen mit bleichem Gesicht, geschlossenen Augen und blutbestreutem Oberhemd. Man fragte sich bestürzt, ob hier ein Verbrechen, ein Unglücksfall oder ein Selbstmord vorläge. Das Publikum veranlaßte sofort das Halten der Droschke und drängte sich um das Opfer. Plötzlich erhob sich der Unglückliche, der allgemeinen Mitleid erregte, zog ein Pack Papier aus seiner Tasche und verteilte an die Anwesenden Prospekte, auf denen stand: „Heute abend im K... Theater: Das Geheimnis der Droschke 11026.“ — Für die „passive Reklame“ der Yankee's ist folgende Geschichte charakteristisch: In die frommen Kirchenbesucher in einer amerikanischen Stadt verteilte man letzten Weihnachtens gratis Gesangsblätter, Noten und Text. Zwischen zwei Strophen eines Weihnachtsliedes fanden sie nun zu ihrem Erstaunen folgende zwei Strophen eingeschoben: „Hört, die Engel der Weihnacht'snacht singen — Die Pillen von Beecham, sie bringen — Den Gerechten auf Erden den Frieden — Zwei für Erwachsene, eine für Kinder.“ —

### Humoristisches.

— Vereinfachung. Obersekretär (zum Voten): „Bestellen Sie für diesen Monat um zwei Ries Papier mehr; es ist soeben vom Ministerium eine neue Vorschrift über „Geschäftsvereinfachung“ gekommen!“ —  
 — Unerwartete Replik. Comtesse (jugendlich thunend): „... Ja, ja, Excellenz, ich werde alt, — recht alt... doch Sie glauben es mir nicht!“  
 Excellenz: „Gewiß glaube ich es, Comtesse!“  
 Comtesse: „Ach — Sie geben mir recht?! ... Wie beleidigend — zu glauben, ich könne keinen Widerspruch vertragen!“ —  
 — Posthaft. An der Thür eines Konzertsaales, in dem eben ein Wohlthätigkeits-Konzert abgehalten wird, hängt ein Schild „Hunde dürfen nicht in den Saal gebracht werden!“  
 Nach Schluß der Vorstellung steht mit Bleistift darunter geschrieben: Der Thierschutzverein. — (Flieg. Bl.)

### Notizen.

— Clara Wiebigs Roman „Das Weibervorf“ ist mit einer Umschlagszeichnung von Max Liebermann bei F. Fontane u. Co. als Buch erschienen. —  
 — Der akademische Verein für Kunst und Litteratur bringt am 28. d. M., nachmittags 3 Uhr, im Lessing-Theater die „Antigone“ von Sophokles zur Aufführung. —  
 — Von Emil Kostand, dem Verfasser von „Chrano von Bergerac“, ist soeben ein neues Stück „L'Agilon“ im Sarah Bernhardt-Theater in Paris zur ersten Aufführung gelangt. Der Held des „patriotischen“ Versdramas ist der Herzog von Reichstadt, der Sohn Napoleons I. Das Schauspiel errang bei der Premiere einen außerordentlichen, auch von der Pariser Kritik bestätigten Erfolg, der aber mehr dem chaubinistischen Motiv, der Napoleon-Legende, als dem litterarischen Wert zuzuschreiben sein wird. —  
 — Der norwegische Dichter Christopher Janson hat die staatl. „Dichtergage“ von 1800 M. bewilligt erhalten. —  
 — Die Wiener „Urania“ schreibt zwei Preise, und zwar einen ersten von 200 Kronen und einen zweiten von 100 Kronen, für einen zur Aufführung im „Urania“-Theater geeigneten populär-wissenschaftlichen Projektionsvortrag und eine Extraprämie von 50 Kronen für den besten technologischen Vortrag aus. Die „Urania“ hat sich die Erwerbung der eingereichten Vorträge vorbehalten; das Autorenhonorar ist in den mitgetheilten Preisen nicht begriffen. —